

Ein Nachklang zum Reformationstag

1. November 2020

Pfarrer Bertold Becker

Predigt eines Gottesdienstes in der reformierten Süsterkirche Bielefeld

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, Grund und Quelle allen Lebens.

Amen

1. Die Frage der Fragen

In der Reformation gab es eine Frage, die als Schlüsselfrage Martin Luther und seine Zeitgenossen umtrieb: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“

In einer Zeit, in der die Sterblichkeit des Menschen offensichtlich war, - schon eine Wunde an der Hand konnte tödliche Infektionen mit sich bringen -, und Himmel und Hölle in jeder Kirche an der Wand ausgemalt waren, fragten sich die Menschen: Wie kann ich in den Himmel kommen? Wie kann ich der Gnade Gottes teilhaftig werden, wie kann ich in der kommenden, anderen Welt die Nähe Gottes teilen und vor den bösen Angriffen des Teufels verschont bleiben?

Das Moderne an dieser Frage war ihre individuelle Note: Wie kann ich, ich persönlich, als einzelnes Individuum gerettet sein?

Die Frage nach dem und der Einzelnen in ihrem und seinem Verhältnis zu Gott läutete die Moderne ein, in der die Überzeugungen des Einzelnen und nicht die Lehrmeinungen der Kirche – oder des Staates aus sich heraus Recht haben oder im Recht sind.

Fragen wir nach der Reformation heute, also nach dem, was Reformation heute sein könnte, stellt sich als erstes die Frage nach der Frage: Gibt es heute so eine zentrale gemeinsame Frage wie zur Zeit der Reformation?

Wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Diese Frage hat sich heute für die allermeisten Zeitgenossen erübrigt. Gott ist gnädig – hier hat die Reformation Überzeugungen geprägt.

Was ist heute die Frage der Fragen? – Und welche Bezugspunkte setzt sie?

2. Die Frage der Fragen heute

In unserer Zeit ist – zumindest hier im reichen Deutschland – die Sterblichkeit des Menschen nicht offensichtlich. Vielmehr leben wir, als gelte es, Sterblichkeit in jedem Falle zu vermeiden, als wäre sie nichts Natürliches, sondern etwas, das möglichst ausgeschlossen werden muss.

An den Wänden der Kirche sind keine Bilder mehr zu finden vom Leben nach dem Tod, der Tod ist ausgewandert und das Leben ist alles geworden.

Die großen Bilder sind ausgewandert ins Kino, in moderne Streamingdienste und in die globalen virtuellen Netzwerke – ins Internet.

Die Bildersprache der Kirche ist nicht mehr prägend.

Vielmehr ist in der Flut von Bildern mittlerweile unklar, welche Bilder und Welten Eindrücke hinterlassen und mich und die Gesellschaft prägen.

Die Bilder gehorchen dabei einer anderen Sprache: Sie wollen Geld verdienen – und sind Mittel zum Zweck in einem großen Spiel der Gewinnsteigerung.

Die Sprache der Kirche – dieser Non-Profit-Bereich - spielt keine Rolle mehr.

Es scheint, als gäbe es nicht mehr die Frage der Fragen – sondern vielfältige Fragen – ausdifferenziert – jede und jeder Einzelne mit eigenen Fragen.

Und es scheint, als wären die Fragen nicht ohne die des Gewinns: Was gewinne ich? Wann verliere ich? Was habe ich davon?

Über die vielen Fragen der Einzelnen aber scheint sich eine Frage in unserer Zeit in besonderer Weise abzuzeichnen:

Es ist nicht die Frage, wie wir die Corona-Zeit schaffen, die schaffen wir!

Sondern: Wie schaffen wir den ökologischen Umbau der Gesellschaft?

Wie schaffen wir das?

Der Philosoph Richard David Precht sagt: „In Zeiten der fortschreitenden Klimakatastrophe und des rasant anschwellenden ökologischen Desasters haben sich die Vorzeichen geändert. Man kann nicht mehr über die Zukunft reden wie in der Vergangenheit.“ (Richard David Precht, Künstliche Intelligenz und der Sinn des Lebens, München 2020, S. 12)

Der technische Fortschritt, das wirtschaftliche Wachstum ist seit langem nicht mehr die Lösung, sondern Teil des Problems. Wie also schaffen wir den radikalen Umbau, die Veränderung der Gesellschaft?

Diese Frage ist tatsächlich wichtig und dringlich.

Aber: wenn ich sie mir stelle, ist sie eher eine intellektuelle Frage, eine Frage, die in Distanz zu mir bleibt, weil sie mich persönlich nur mittelbar angeht.

Vielleicht kommt sie uns nahe beim nächsten starken Sturm, bei einem November mit 25 Grad oder einem Winter mit drei Monaten Trockenheit.

Ein Wort aber bei dieser Frage greife ich heraus. Es kommt mir vor wie ein Schlüsselwort. Es ein Wort, mit einem Satz der Bundeskanzlerin berühmt geworden ist:

„Wir schaffen das!“ – Schaffen wir das wirklich - die ökologische Wende?

Schaffen!

Wie schaffen wir unseren Alltag, wie schaffen wir die Herausforderungen des Alters – oder die Jobsuche oder die Schule oder den Ruhestand?

„Wie schaffen wir das?“- Ist das die Frage der Frage: „Schaffen“?

Am Freitagabend im Philosophischen Radio (in WDR 5) ging es u.a. um die Frage der ständigen Selbstoptimierung. Die These eines Physikers und Philosophen: Wir betrachten uns als ein Projekt, an dem wir immerzu arbeiten, um möglichst effizient zu sein in dem, was wir tun. Wir „schaffen“ immerzu an der persönlichen Optimierung. Damit hat der agile Kapitalismus mit dem Streben nach immer besserer Leistung und einem immer besseren Output es in unsere private Identitätsfindung geschafft. Wir sind immerzu damit beschäftigt, uns selber zu optimieren.

Wenn wir Pause machen und nichts tun wollen: Wie machen wir die effektivste Pause – und nutzen das Nichtstun am besten.

Wie steigern wir also unsere Effektivität und erhöhen den Gewinn: persönlichen Gewinn, Lust, Empfindsamkeit, Achtsamkeit, Finanzgewinn.

Schaffen! „Schaffe, schaffe, Häusle bauen!“

Und jetzt: Wie schaffen wir den ökologischen Wandel?

Der Philosoph Precht schreibt: „Der Drang zum Mehr ist kein Urtrieb, sondern eine Logik unserer Ökonomie. Der gleichen Logik entspringt auch der Auftrag zur permanenten Selbstvernutzung; der Imperativ, sich für sich selbst nützlich zu machen, indem man sich fortwährend optimiert. Eine solche Selbstvernutzung führt, wie die österreichische Philosophin Janina Loh vorführt, vermutlich nicht ins Paradies, sondern zur Selbstentsinnung. Denn, wer sich ... ständig zum Mittel für einen Zweck macht (perfekter werden), der findet nie ein Ende!“ (S. 81)

Er und sie, also wir verlieren unsere Würde, weil wir uns als Mittel zum Zweck der Optimierung missbrauchen.

Stellt die Idee vom „Schaffen müssen“ die zentrale Frage, die uns heute als Gesellschaft verbindet und die in allen Äußerungen und Entwicklungen enthalten ist?

Die Frage nach dem Schaffen, dem Optimieren, dem Verbessern ist immer auch die Frage nach dem Sichtbaren, dem Produkt, dem Äußeren.

Die Frage nach dem Schaffen fokussiert unseren Blick auf das äußere Produkt.

Der Theologe und Philosoph John O'Donohue schreibt:

„Wenn wir uns der Sucht nach dem Äußerlichen überlassen, wird unsere Innenwelt uns heimsuchen und bedrängen. Ein Hunger wird uns peinigen“

... in dem wir das Äußerliche immer mehr stillen und befriedigen wollen durch Äußeres, Kaufen, Optimieren, Vergrößern...

Es ist ein Hunger, „den kein Bild, kein Mensch und keine Tat je stillen kann. Um heil sein zu können, müssen wir unserer verletzbaren Komplexität die Treue halten.

Wollen wir unser Gleichgewicht bewahren, müssen wir Inneres und Äußeres, Sichtbares und Ewiges, Altes und neues zusammenhalten.... Heilig zu sein bedeutet, natürlich zu sein, Freundschaft zu schließen mit den Welten, die in uns ins Gleichgewicht kommen wollen.“ (John O'Donohue, Anam Cara, München 2019, 9. Aufl. S. 14)

Die Frage, die das „Schaffen“ impliziert, wäre also:

Wie lernen wir, nicht immer zu schaffen – nicht immer zu müssen – nicht immer zu produzieren?

Wie lernen wir das Lassen – die Genügsamkeit – die Fehleroffenheit – das nicht Perfektseinmüssen?

Wie lernen wir zu lassen die Produktion von Waren, den Verbrauch von Ressourcen?

Wie lernen wir, innerlich ins Gleichgewicht zu kommen, nicht, um perfekt sein wollen, sondern weil es uns entspricht?

Heute fragen wir nicht mehr nach dem gnädigen Gott, sondern nach dem gnädigen Selbst:

Wie gehe ich um mit meinen Fehlern und Schwächen und mit einer Unzulänglichkeit und Schuld?

Wie bin ich mir selber gnädig!

3. Nachdenken über eine Frage

Wenn wir diese Frage so stellen, dann klingt sie so, als wären wir schon wieder an unserem Ich-Projekt.

Nach der Vorstellung der Reformation ist das permanente Kreisen um sich selbst – das Verstrickt sein in sich selbst ein Ausdruck der Entfremdung von Gott.

Was aber trägt mich, wenn ich an mir selbst zu scheitern drohe und von mir und dem Grund des Lebens entfremdet bin? Was tröstet mich, was hält mich, was gibt Kraft?

Eine Nebenbemerkung: Zu dem eben gehörten Choralvorspiel von J.S. Bach „**Schmücke dich, o liebe Seele**“ gibt es ein Zitat von Mendelssohn-Bartholdy: 'Wenn mir das Leben alles genommen hätte, dieses Stück würde mich trösten“.

Wie lerne ich, mir selber gnädig zu sein? Was tröstet mich, wenn ich mir meiner selbst nicht mehr sicher bin?

Wie lerne ich, mir selber gnädig zu sein?

Hier gehen mir drei Gedanken nach, die die Reformation bedeutend machte und die mir aus nahe sind.

1. In Liebe erlöst

Wenn ich mich durch das definiere, was ich tue, durch Selbstopтимierung, durch „schnell“, „besser“, - „wir schaffen das“ -, durch „Schaffen“, dann verliere ich! Dann verliere ich den Grund.

Dann definiere ich mich durch Leistung und verliere ich das, was mich ausmacht, was Menschsein ausmacht.

Dann verliere ich Würde, in der ich bin, was ich bin, wie ich bin, weil ich bin, so wie ich bin: mit Fehlern, nicht in allem optimal, begrenzt und sterblich.

Die Überzeugung des Apostel Paulus, dem Kronzeugen der Reformation, ist hier eindeutig:

Wir leben nicht von dem, was wir tun oder sind oder leisten.

Wir leben durch das, was uns zuteil wird, was uns geschenkt wird.

Wir leben, weil wir teilhaben an Gott, an dem Grund.

Ich muss nicht etwas tun, um etwas zu sein. Ich bin.

„Wir sind gerecht durch Gott allein“, durch die Teilhabe an ihm oder ihm...

In ihm – in ihm - bin ich erkannt, geachtet, wertgeschätzt,

mit den Augen der Liebe angesehen, mit der Kraft der Vereinigung und Teilhabe mit Gott verbunden.

Paulus schreibt in seinem berühmten Römerbrief:

„Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus Jesus ist hier, der gestorben ist, ja mehr noch, der auch auferweckt ist, der zur Rechten Gottes ist und für uns eintritt. Wer will uns trennen von der Liebe Christi?“ (Römer 8, 33ff.)

Mit anderen Worten: Wir sind, was wir sind, weil wir geliebt sind!

Liebe will nicht optimieren und schaffen und produzieren... Liebe nimmt, was ist. Ich lese aus einem weiteren Brief des Paulus:

⁴ Die Liebe ist geduldig.

Gütig ist sie, die Liebe.

Die Liebe ereifert sich nicht.

Sie prahlt nicht

und spielt sich nicht auf.

⁵ Sie ist nicht taktlos.

Sie sucht nicht den eigenen Vorteil.

Sie ist nicht reizbar.

Sie trägt das Böse nicht nach.

⁶ Sie freut sich nicht,

wenn Unrecht geschieht.

Aber sie freut sich,

wenn die Wahrheit siegt.

⁷ Die Liebe erträgt alles,

glaubt alles,

hofft alles,

hält allem stand.

⁸ Die Liebe hört niemals auf.

(1. Korinther 13)

In Liebe – die Reformation spricht von Gnade - bin ich erkannt, geachtet, gewollt, frei.

Es gibt also eine Qualität im Leben, in der muss ich nicht schaffen, leisten, produzieren, besser werden, mehr und schneller sein, Erfolg haben.

Diese Qualität des Lebens ist der Grund von allem, was ist.

Ich erfahre sie nicht ohne religiöse Verortung, ohne innehalten, ohne abzulassen von dem Blick nach außen...

Die religiöse Verortung ist so etwas wie die Erfahrung unbegrenzter Würde, die Erfahrung von Heiligem, das nicht nur mir gilt, sondern in allem wurzelt.

Diese Weite, diese Kraft des Unbedingten, des Heiligen, entzieht sich meiner Verfügbarkeit. Sie gehört mir nicht, aber ich gehöre ihr.

Diese Kraft umfassender Güte ist nicht eine Idee ohne Fleisch und Blut...

Sie ist erkennbar, hat Gestalt, hat leibliche Kraft...

Sie begegnet uns in Jesus Christus...

„Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, Jesus Christus“, sagt Paulus.

„In Liebe – in Gnade – in Christus – bin ich angenommen, erkannt, geachtet, gewollt, frei, erlöst von mir selber“ – so die Überzeugung der Reformation.

Diesem Gedanken stellt sich an zweiter an die Seite:

2. „Was ist dein Trost im Leben und im Sterben?

Dass ich nicht mir, sondern meinen getreuen Heiland Jesus Christus zu eigen bin...“ so schreibt es der Heidelberger Katechismus in seiner Frage 1.

Mit anderen Worten: Ich gehöre nicht mir, sondern hinein in das Projekt Gottes. Ich stehe nicht für das Ganze, Christus steht für das Ganze, Christus tritt für mich ein, er steht für das Ganze, für das wahre Menschsein, für die Einheit mit dem Lebensgrund, für die umfassende Liebe, die Achtsamkeit.

Wir brauchen nicht perfekt sein, ohne Makel, vollendet und schön.

Wir brauchen nicht alles haben und alles sein zu wollen.

Gott steht für das Ganze, nicht ich – und nicht wir.

Ich bin nur ein Teil, wir sind nur ein Teil.

Viele Bilder der biblischen Tradition erzählen davon:

Wir – der Leib Christi... jede und jeder ein Teil, ich bin nicht das Ganze, wir sind nicht das Ganze...

Noch einmal Paulus – und sein Nachdenken über die Liebe:

Was wir erkennen,
sind nur Bruchstücke,
und was wir in all unserem Wissen sagen,
sind nur Bruchstücke.
Wenn es aber um das Endgültige geht,
vergehen die Bruchstücke.

Jetzt sehen wir nur ein rätselhaftes Spiegelbild,
Aber dann sehen wir von Angesicht zu Angesicht.
Jetzt erkenne ich nur Bruchstücke.
Aber dann werde ich vollständig erkennen,
so wie ich in Gott schon vollständig erkannt bin.

Was bleibt, sind
Glaube,
Hoffnung,
Liebe –
diese drei.

Doch am größten von ihnen ist
die Liebe.
(1. Korinther 13)

Wir sind Teilnehmerinnen und Teilnehmer an dem Projekt der Liebe.

3. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes

Ein dritter Gedanke:

Der Evangelist Markus fasst die Botschaft Jesu mit einem Satz zusammen:
„Die erfüllte Zeit ist da. Kehrt um, glaubt an das Reich Gottes. Es ist jetzt da!“ Mk
1,14-15)

Der Evangelist Matthäus schreibt: Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und
seiner Gerechtigkeit, dann wird euch alles andere zufallen. (Mt 6,33)

Die Teilhabe an Gott, an Christus, an der Kraft der Güte und Vollendung heißt
auch: Teilhabe an einem Projekt des Reiches Gottes, Teilhabe an der Gestaltung

der Welt, der Wirklichkeit, der Gesellschaft und Gemeinschaft so, dass etwas deutlich wird von der Teilhabe aller an der Heiligkeit des Lebens:
Aus Dankbarkeit und in Gewissheit der alles bestimmenden Kraft Gottes hier miteinander Leben, Zusammensein, Gesellschaft und Gemeinschaft gestalten.
(Heidelberger Katechismus, Frage 1).

Nun: Hier könnten wir wieder an die alte Falle tappen und „schaffen“ wollen, optimieren, besser werden, mehr machen, tun, Leistung bringen, Erfolg haben...
Statt „Schaffe, schaffe, Häusle bauen“ eben: Schaffe, schaffe, das Reich Gottes bauen!“

Doch gibt es wesentlich Veränderungen:

A) Ich selber bin nicht mehr der Bezugspunkt des Projektes, um das es geht.
Es geht um alle, um alles, um die Teilhabe an Gottes Projekt. Gott steht für das Ganze, ich nicht. Und das Ziel ist das Heil aller, nicht der Gewinn der Einzelnen.

B) Es gibt den Moment der Bescheidenheit, der Genügsamkeit, des Lassens.
Weil Gott für das Ganze steht, muss ich nicht alles schultern:
„Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf dass die Kraft Christi bei mir wohne“. 2. Kor 12,9

C) Wir – ich – sind vom Erfolg-Haben-Müssen erlöst und befreit.
Wir haben uns daran gewöhnt, dass Handeln innerhalb der Marktwelt immer unter einem einzigen Kriterium bewertet wird: dem des Erfolgs.

Martin Buber, der große jüdische Religionsphilosoph, sagt: „Erfolg ist kein Name Gottes. Gott kann nicht in den Kategorien der Macht benannt werden.“

Das Teilhaben an dem Projekt Gottes, dem Projekt der Gestaltung des Reiches Gottes heißt zugleich auch:
Frei werden, das EGO loslassen, den Zwang zum Erfolg hinter sich zu lassen.

„Ich-los“, „frei“ werden heißt, den Agenten der Macht **in** uns wegschicken, der uns vom Gelingen oder der Aussichtslosigkeit des Projektes „Reich Gottes“ überzeugen will. (Nach Dorothe Sölle, *Mystik und Widerstand*, Hamburg 1997, S 288f)

Ich schließe mit einem Zitat von Fulbert Steffenski.

„Der Lebensmut kommt nicht allein aus der begründeten Annahme, dass eines Tags alles einen guten Ausgang hat. Die Hoffnung auf diesen Ausgang ist oft brüchig. Aber selbst, wenn wir innerweltlich keine Lösung vermuten können, so müssen wir doch handeln, als wäre das Leben möglich und als hätten wir Hoffnung.

Was bleibt uns anderes, als uns so zu verhalten, als gäbe es Gründe für den Glauben an den guten Ausgang?

Hoffen heißt ... arbeiten, kämpfen, reden... Es heißt übrigens nicht nur arbeiten. Es heißt auch Musik hören und Wein trinken und Bücher lesen und FreundInnen besuchen und tun, als hätte man alle Zeit der Welt.

Wir müssen uns zwiespältig machen und uns den Riss in die eigene Hoffnungslosigkeit erlauben.

Das Reich Gottes ist auf unsere Arbeit angewiesen, aber es steht und fällt nicht mit ihr.

Gott zu vertrauen heißt jedoch auch, auf mehr zu hoffen, als die eigenen Kräfte. Es ist die große Lebenserleichtung, nicht für die Welt einstehen zu müssen und ihr Garant oder ihre Garantin zu sein.

Wenn wir auf diese Weise an der Welt arbeiten, dann wäre unsere Arbeit in einem tiefen Sinn gewaltlos. Wir würden mit mehr Zeit rechnen als wir selber haben. Wir würden die Welt nicht ins Heil peitschen müssen.

Gott steht für das Ganze, nicht wir.“

(Fulbert Steffenski, Wo der Glaube wohnen kann, Stuttgart, 2008, S. 59f)

Jesus, du Freund meiner Seele.

Du uralte Zusammengehörigkeit von Gott und Mensch,
du, der du geboren wirst und stirbst und auferstehst fortwährend in uns,
du Gegenwart des Göttlichen,
du wahrer Mensch,
du Freund, innerste Quelle, heilsame Kraft, tiefste Schönheit,
dein Friede bewahre uns alle.

Amen